

Denkmal für die Sehnsucht nach dem Text

Die hundertste Nummer des „Schreibhefts“ bietet ein literarisches Vexierspiel von Frank Witzel

Man sollte sich vor dem Ton des Gedenk-artikels hüten, wenn man Norbert Wehrs Literaturzeitschrift „Schreibheft“ feiern will, denn nichts an ihr ist alt, trotz ihres Alters. Jetzt aber ist die hundertste Nummer erschienen, und da Wehr selbst seine Herausgeberschaft – und den Charakter eines halbjährlich erscheinenden Magazins, das neue Literatur in umfangreichen Dossiers präsentiert – recht eigentlich mit Heft 22 beginnen lässt, könnte man es auch so sagen: vierzig Jahre „Schreibheft“, nämlich von 1983 bis 2023! Damals gab es ein Mann von 27 Jahren heraus, der heute 67 ist.

Liest man in jener Nummer 22 aus dem Jahr 1983, wirkt sie tafrisch, denn dort war vieles präfiguriert, was erst später in den unendlich viel langsameren deutschen Buchmarkt gefüttert wurde: etwa die fällige Neuübersetzung von Louis Ferdinand Célines Roman „Reise ans Ende der Nacht“. Oder das Interesse an dem Textkünstler Nabokov, der erst Jahre später bei Rowohlt seine prächtige Werkausgabe bekam. Die „Schreibheft“-Beiträger damals, vor vierzig Jahren, sind auch heute noch wichtige Namen, nur dass sie es bei Norbert Wehr schon viel früher waren: Friederike Mayröcker, Oskar Pastior, Wil-

ja Wendt, Simone Thalmeyer, Jaron Kohler, Gudrun Wiedock und viele andere: Manche von ihnen, so lesen wir, hat das Leben fortgeweht, oder das Talent reichte nicht aus, oder in den Verlagen hat man sich nicht für sie interessiert. Oft war das Motiv für den Abbruch oder das Verschwinden aber auch, nicht den eigenen Ansprüchen zu genügen. Geschichten im Potentialis, die in unserer Phantasie weiterglühen. Gelegentlich erfasst einen bei der Lektüre ein ontologischer Schwindel, weil hinter dem Erzählten die Möglichkeit einer ganz anderen Wirklichkeit aufscheint. In Eric Amblers Roman „Der Fall Deltchev“ steht die treffende Zeile: „Am sichersten ruht die Lüge auf einer Nadelspitze der Wahrheit.“

Hier also noch einmal: der Zauber der wildesten Erfindung. Wir lesen von Philipp Brunnenkant, der unter anderem die Hörspiele „Bismarcken des Glücks“ (1948), „Ein Nerz und zwei Schicksale“ (1949) und „Shakespeare nach Büroschluss“ (1954) verfasst haben soll. Nie gehört? Wie wäre es mit dem Theaterstück „Konflikte hinterm Gartenzaun“ (1926) von Eduard Häussler? Auch nicht? Von Ludwig Müth, Verfasser des Romans „Der Scharfrichter des Heinrich Lautensack“, heißt es, er sei bei der Beerdigung seines Freundes und Mentors Frank Wedekind zusammengebrochen und dann dem Wahnsinn verfallen. Man müsste Wedekinds Biographen fragen. Oder diese Kurzvita: „Jürgen Rauch, irgendwann in den fünfziger Jahren geboren, irgendwo in Niedersachsen aufgewachsen, irgendwo ein Studium versucht, irgendwohin gezogen, da wieder weggezogen, um woanders hinzuziehen, zu schreiben versucht, es zu lassen versucht, beides nicht geglickert.“ Wer so schreibt, ist ein Menschenfreund.

Es gehört zu den wunderbaren Ironien des Textes, dass sich auch Witzel als halbvergessener Autor in einer Zeit erkennt, „da sich die Literatur womöglich langsam aus dem Weltgeschehen verabschiedet und in einigen Jahrzehnten nur noch als kleines Spezialgebiet ihr Dasein fristen wird“. Seinen Nachlass sieht er deswegen „nicht mehr nach Marbach gelangen, sondern in vom Regen aufgeweichten Kartons auf der Straße enden“. Nun ja, für etwas mehr wird der Deutsche Buchpreis in seinem Fall schon gut gewesen sein. Aber die Stoßrichtung des Gedankens ist klar. Witzel, Jahrgang 1955, entstammt einer Zeit, in der literarische Texte und die durch Literatur entzündeten Debatten immer noch ein gewisses Welt- und Gesellschaftserklärungsmonopol beanspruchten durften. Diese Alleinvertretung steht in der digitalen Ära in Zweifel.

Es gibt viele Gründe, diesen Essay für eine der ungewöhnlichsten Lektüren des Jahres zu halten, und das heißt nicht, jedes einzelne Textzeile, das Witzel bietet, sei in sich faszinierend; im Gegenteil, bei manchen Leseproben angeblich verschollener Autoren wird man nicht unbedingt bedauern, dass sie nur in diesem Essay lebendig sind. Doch Witzel hat etwas viel Größeres erreicht: ein Denkmal nicht so sehr für Außenseiter und Erfolglose, sondern für den kreativen Antrieb selbst – für die Sehnsucht nach dem Text, die Sisyphusarbeit des Schreibens und daher die Möglichkeit des Scheiterns, für das offene Feld vor dem allerersten hingeschriebenen Wort, also die Erwartung der Erlösung durch Literatur, die am Anfang bei allen gleich ist und aus der erst später, im Lauf der Jahre, der „Erfolg“ wächst, bedingt durch Markt, Methode, Masche oder was auch immer sonst die verstreichte Zeit einem zumutet. Wenn überhaupt etwas passiert! Egal: Alles, alles passt zwischen die Deckel eines Buches oder in diese Jubiläumsnummer des „Schreibhefts“. Ein Monument. PAUL INGENDAAY

„Schreibheft“. Zeitschrift für Literatur. Nr. 100. Hrsg. von Norbert Wehr. Rigodon-Verlag, Essen 2023. 207 S., Abb., br., 16,50 €.

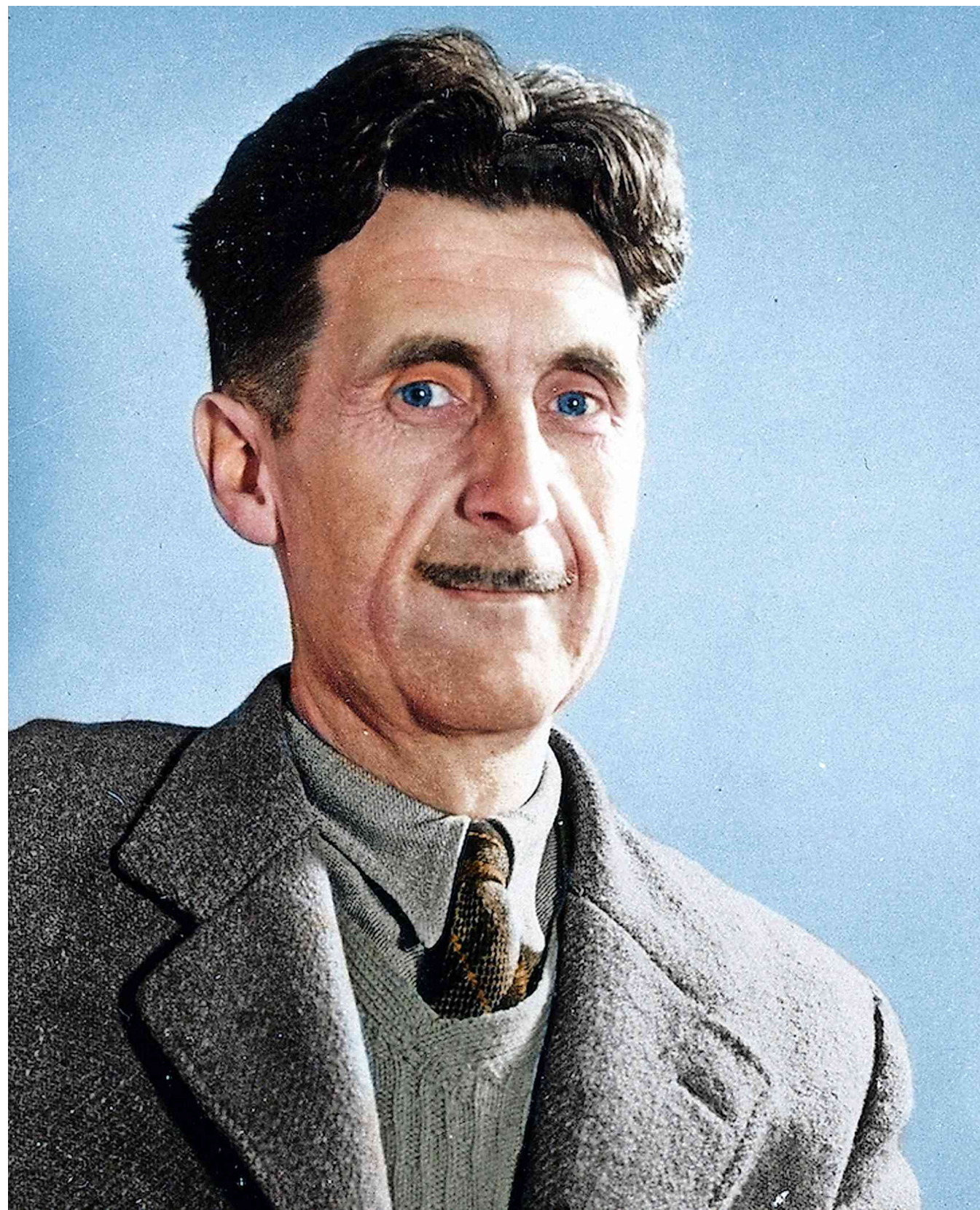


helm Genazino, Jürg Laederach, Friedrich Christian Delius. Sie sind mittlerweile alle gestorben.

Statt nun in Heft Nummer 100 über die Literaturstars zu reden, die das „Schreibheft“ fast ein halbes Jahrhundert hindurch begleitet haben, tut Wehr das genaue Gegenteil: Er zelebriert die No-names und überrascht uns mit einem langen, sehr langen Essay von Frank Witzel mit dem Titel „Von aufgegebenen Autoren: 100 Vergessene, Verkannte, Verschollene“. Darin erzählt der Autor, der für seinen Roman „Die Erfindung der Roten Armee Fraktion durch einen manisch-depressiven Teenager im Sommer 1969“ den Deutschen Buchpreis des Jahres 2015 erhielt, Lebens- und Textgeschichten jener, die nicht berühmt, nicht oder nur sporadisch verlegt und die keine Größen im literarischen Gedächtnis wurden.

Wie aber macht man das, da es sich ja gerade um ephemere, schlecht dokumentierte Gestalten handelt? Das ist der Reiz daran. Es stellt sich heraus, dass Witzel ein Forscher, Antiquariatsgänger und Erfinder von Absentem ist, und zwar aus genuin literarischem Interesse: Er sucht nach Büchern, die ihm das „wirklich Andere“, das „wirklich Fremde und Unbekannte“ zeigen und ihm „eine andere Form der Lektüre“ abverlangen. Notfalls schreibt er die Bücher selbst. Sein Essay nennt sich „ein mit einhundert Beispielen unterstützter Hinweis auf eine literarische Welt, von der wir wenig wissen und manchmal noch nicht einmal etwas ahnen“. Stimmt!

Jorge Luis Borges hat das Genre des „Biogramms“ geprägt, des knappen literarischen Porträts, das auf zwei oder drei Seiten das Wesentliche über eine literarische Existenz sagt. Wolfgang Hildesheimer wiederum hat mit „Marbot“ 1981 die sprachlos machende Biographie eines Mannes geschrieben, der nie existiert hat. Auf diesem schmalen Grat bewegt sich auch Witzel, nur dass die Fahrten halb verwischt sind oder im Unbekannten und nicht mehr Nachprüfbares verschwinden: Ernst Müller, Erwin „Kliffert“ Kliffa, Kat-



Ausmaß und Bedeutung der deutschen Vernichtungspolitik begriff er nie: George Orwell, wohl um 1940.

Foto Getty

Im Herzen antisemitisch?

Aktuell wichtig: Ein deutscher Kleinverlag versammelt sämtliche Passagen, die Aufschluss über George Orwells Einstellung zu Juden bieten.

Warum eigentlich „Emmanuel Goldstein“? So heißt in Orwells Welterfolg „1984“ die beliebte Hassfigur des Erzfeinds und Verräters, deren Auftritte als tägliche Routine in einer Filmvorführung gemeinschaftlich durchlebt werden, um alle Zuschauer in Abscheu zu vereinen. Als der Roman uns dieses Ritual zum ersten Mal vorführt, wird sie (aus Sicht von Winston Smith, der Hauptfigur) wie folgt beschrieben: „He could never see the face of Goldstein without a painful mixture of emotions. It was a lean Jewish face, with a great fuzzy aureole of white hair and a small goatee beard – a clever face, and yet somehow inherently despicable, with a kind of senile silliness in the long thin nose, near the end of which a pair of spectacles was perched. It resembled the face of a sheep, and the voice, too, had a sheep-like quality.“

Hier sind in zwei, drei Sätzen zahlreiche antisemitische Klischees versammelt. Wie lassen die sich einordnen und in ihrer Funktion verstehen? Orwell schrieb seinen Roman, nach ersten Ideen und Notizen aus Kriegszeiten, in den Jahren 1946 bis 1948, als sich Ausmaß, Infamie und Schrecken des Holocausts weltweit herauszustellen begannen. Warum sollte ein politischer Autor, der für antifaschistischen Kampf, antikoloniales Engagement und unermüdetes Eintreten für Menschenwürde bekannt ist, just in dieser Zeit die Giftspritzen nationalsozialistischer Propaganda erneut zum Einsatz bringen? Und das auch noch für eine Figur, die in der totalitären Welt des Romans offenbar als einzige das Potential hätte, Big Brother und seiner Zwangseinheitspartei wirksam entgegenzutreten?

Diese Frage stellte Tosco Fyvel, ein Schriftstellerkollege und zionistischer Aktivist, bei Erscheinen des Romans dem Autor. Orwell gab zur Antwort, dass seine Goldstein-Figur nun einmal als Trotzki-Karikatur konzipiert sei und daher dessen Züge trage; außerdem sei Orwell sicher, so berichtet Fyvel weiter, dass ein letzter und vergeblicher Versuch, sich gegen den Totalitarismus aufzulehnen, gewiss von irgendeinem jüdischen

Intellektuellen unternommen werde. Man fragt sich, ob daraus eher Respekt oder Zynismus spricht.

Zeitlebens unterhielt Orwell ein vorurteilsbeladenes Verhältnis gegenüber Juden, auch wenn er sich spätestens von Kriegsbeginn an bei zahlreichen Gelegenheiten publizistisch gegen Antisemitismus aussprach. Sein Hauptargument war stets die andauernde Judenverfolgung im Deutschen Reich und den besetzten Gebieten, die er als englischer Berichterstatter schon früh und oft anprangerte und die, wie er mehrfach sagte, Judenwitze künftig strikt verbiete. Als historischer Wendepunkt machte er gern 1934 aus. Das hinderte ihn freilich nicht, noch in Nachkriegsreportagen antisemitischen Sprachgebrauch ebenso selbstverständlich wie auffällig zu pflegen. So berichtet er im November 1945 von seinem Besuch in einem süddeutschen Kriegsgefangenenlager, wo ein ehemaliger SS-Offizier und KZ-Kommandant einsaß. Der befehlshabende amerikanische Offizier, aus Wien stammend und in jungen Jahren emigriert, wird in Orwells Bericht nur als „the Jew“ oder, noch irritierender, „the little Jew“ bezeichnet und für verbale Attacken gegen den Gefangenen kritisiert. Reichweite und Bedeutung der deutschen Massenvernichtungsmaßnahmen sind dem Autor offenkundig nie zu Bewusstsein gekommen. Das Wort Auschwitz findet sich in seinen Schriften nicht.

Dass Orwell, der von Linken wie von Rechten ebenso stark verehrt wie oft verachtet wird (denn er war glühender Sozialist, kämpfte im Spanischen Bürgerkrieg für die Republik, während er sich gleichzeitig von Stalin und dem großen Terror abwandte), ein Problem mit Juden hatte, ist bekannt. In den Standardbiographien findet sich dazu zwar wenig, aber in den Kontroversen über seine Lebensbilanz, angefangen mit den Nachrufen, ist schon verschiedentlich darüber diskutiert worden. Jetzt erhalten alle Interessierten endlich die Gelegenheit, in einer Gesamtschau aller einschlägigen Textstellen aus seinem umfangreichen und publizistisch breit gestreuten Werk die Grundlage solcher Diskussionen selbst zu sichten.

Seit kürzlich die Rechte an Orwell gemeinfrei geworden sind, hat der Comino-Verlag bereits mehrfach glänzend die Gelegenheit genutzt, uns mit weniger vertrauten Seiten dieses Schlüsselautors des zwanzigsten Jahrhunderts zu konfrontieren (anstatt, wie andere Verlage, die x-te Ausgabe des Longsellers „1984“ auf den Markt zu bringen); beispielsweise mit der ersten zuverlässigen deutschen Fassung von Orwells Debüt „Down and Out in Paris and London“ von 1933, übrigens ein Text, dessen antisemitische Züge am krasssten zutage liegen (und der gleichwohl von seinem jüdischen

Verleger Victor Gollancz klar verteidigt wurde), außerdem in einer Zusammenstellung der Reportagen, in denen Orwell 1945 als Korrespondent aus dem deutschen Trümmerfeld berichtete.

Jetzt hat der Herausgeber Paul Seeliger aus der zwanzigbändigen Gesamtausgabe sämtliche Passagen, die Aufschluss über Orwells Einstellung zu Juden und Überlegungen zum Antisemitismus bieten, akribisch herausgefiltert und chronologisch präsentiert. Darunter finden sich Ausschnitte aus allen Genres, zuweilen kurze Schnipsel, die kaum mehr als Einzelnennungen bieten, aber auch längere und gewichtige Texte wie der Aufsatz „Anti-Semitism in Britain“, der im Februar 1945 entstand und im



George Orwell: „On Jews and Antisemitism“. Comino-Verlag, Berlin 2022. 304 S., br., 16,- €.

„Contemporary Jewish Record“ publiziert wurde, dazu zahlreiche Rezensionen (besonders interessant: Orwells Verriß von Jean-Paul Sartres „Portrait of the Antisemite“, 1948, der erschütternde Unbedarf- und Unbedachtheit aufseiten Orwells zeigt), Kolumnen, Briefstellen, Tagebuchnotizen. Von besonderem Gewinn sind stets die Annotationen und Kommentare des Herausgebers, der oft zur Kontextualisierung auf Materialien anderer Autoren zurückgreift, um Orwells Äußerungen einzuordnen.

So entsteht eine dichte und facettenreiche Textcollage, das politische Ideogramm eines Intellektuellen, der bei aller Aufgeklärtheit seine eingefleischten Aversionen offenkundig niemals überwand. Dabei zählten Fyvel ebenso wie Arthur Koestler und andere prominente Juden zu Orwells politischem wie persönlichem Freundeskreis. Von seiner Beisetzung 1950 berichtet Malcolm Muggeridge, dass die Trauergemeinde überwiegend jüdisch und fast vollständig ungläubig gewesen sei: „Interesting, I thought, that George should have so attracted Jews because he was at heart strongly anti-Semitic.“

Doch der aktuelle Band ist nicht bloß biographisch von Belang. Er zeigt vielmehr gefährliche Verschränkungen, Verquerungen und Widersprüche, die sich auch in unserer Zeit – man denke nur an die Debatten über Mbembe oder Ruan- gruppa – zwischen antikolonialen, antizionistischen und antisemitischen Diskursen auf tun können. Man liest ihn daher echt gebannt, wie Winston Smith dem Hassfilm folgt, „a painful mixture of emotions“. TOBIAS DÖRING

Israels Gewissen

Der Schriftsteller Meir Shalev ist gestorben

Seit vorgestern gibt es in Israel noch ein weiteres großes Thema neben der Unsicherheitslage: den Tod von Meir Shalev. Archivaufnahmen von Gesprächen mit dem Schriftsteller laufen auf allen Sendern, und Staatspräsident Jitzchak Herzog sprach aus, was viele bei der Nachricht gedacht haben werden (nicht nur in Israel: Shalevs Werk ist in 26 Sprachen übersetzt): Wie schade es sei, dass man sich nun nicht mehr auf ein neues Buch von ihm freuen könne. Herzog fügte diesem Satz aber noch eine bezeichnende Ergänzung hinzu: „von dem dann das eigene Leben verändert wird“.

Erkennbar hat die Sorge über die Gewalteskalation der jüngsten Tage dem Staatspräsidenten die Stimme geführt, denn mit Shalev verliert sein Land nicht nur einen seiner angesehensten Schriftsteller, sondern auch einen, der mit Besonnenheit, Witz und vor allem Offenherzigkeit glänzte. Allerdings auch einen, der in den letzten Jahren zunehmend desillusioniert auf die Politik blickte – nicht nur auf die von ihm harsch kritisierte Duldung jüdischer Siedler in den besetzten Gebieten durch die israelische Regierung, sondern auch auf die wachsende Unversöhnlichkeit der Palästinenser. Shalev erkannte zuletzt kein Potential für Veränderung mehr. Sein Tod ist ein Schock, weil er ausgerechnet in den Tagen intensiven Raketenbeschusses aus dem Libanon und Syrien eintrat – ein Menetekel, wenn es denn noch eines gebraucht hätte. Dabei wussten alle, wie schlecht es Shalev ging, auch daraus hatte er kein Geheimnis gemacht.

Er wurde 1948, kurz nach der Staatsgründung, in einem Moschaw namens Nahalal geboren, dem ältesten dieser jüdischen Siedlungsprojekte, die im Unterschied zu den bekannteren Kibbuzim Privateigentum an Grund und Boden zuließen, sich somit politisch als weniger doktrinär verstanden – in Shalevs Familie fanden sich somit sowohl Rechte als auch Linke. Schon sein Vater Yitzhak war Dichter, doch Meir Shalev schrieb sein Romandebüt, das den Titel „Ein Russischer Roman“ trägt, erst mit vierzig. Davor war er durch Rundfunk- und Fernsehauftritte sowohl als Satiriker als auch als Moderator landesweit bekannt geworden.

Der wichtigste Einschnitt seines Lebens hatte sich schon früher ereignet: im Alter von neunzehn, als Shalev im Nachklang des Sechstagekriegs als israelischer Soldat im gerade erst besetzten Westjordanland schwer verletzt wurde – durch versehentlichen Beschuss aus den eigenen Reihen. Die Nervosität bei Patrouillengängen war kurz nach dem für Israel siegreichen Krieg immens. Aus diesem Erlebnis zog Shalev Schlüsse: Er wurde seit 1967 zum nimmermüden Propagandisten einer Ausöhnung zwischen Israel und Palästinensern, die allerdings für ihn mit einer Zweistaatenlösung verbunden sein musste. Die Logik der palästinensischen Extremisten, sagte er 2009 dem „Spiegel“, bestehe darin, dass erst mit dem Verschwinden aller Israelis Frieden einkehren könnte: „Solange sie so weiterdenken, wird es keinen Frieden geben. Wir sind hier, und wir werden bleiben. Erst wenn diese Tatsache akzeptiert wird, können Fortschritte erzielt werden.“ Die Rückgabe des Westjordanlands aber war für ihn Voraussetzung für jeden Versöhnungsversuch. Er verstand sich selbst als politisch links, so wurde er auch wahrgenommen: Zeit seines Lebens, so sagte er nicht ohne Stolz, habe es keine einzige Einladung zu einer Lesung in Siedlergemeinden gegeben.

In seinen Büchern war aber nicht Politik beherrschendes Thema, stattdessen fand die satirische Ader, die ihn im Fernsehen ausgezeichnet hatte, darin ihre Fortsetzung. Besonders sein 2011 im hebräischen Original erschienener Roman „Meine russische Großmutter und ihr amerikanischer Staubsauger“ zählt zum Komischsten, was die Gegenwartsliteratur hervorgebracht hat. Als langjähriger Kolumnist für die Tageszeitung „Yedioth Ahronoth“ nahm er sich der israelischen Situation mit Ironie, bisweilen auch Sarkasmus an. Seine Kinderbücher sind dagegen Liebeserklärungen an die Freundschaft, und auch seinem Wildgarten widmete er ein Werk. Den letzten Roman hatte Meir Shalev seiner schweren Krankheit abgerungen; er erschien im vergangenen Jahr und wurde in Israel schlecht aufgenommen. Deutsche Leser konnten zuletzt vor neun Jahren „Zwei Bärinnen“ lesen, eine epische Familienerzählung über mehrere Generationen und die ganze Geschichte des Staates Israel hinweg – auch gespeist von der eigenen Kindheit im Moschaw.

Zuletzt lebte er wieder in einem: in Alonit Abba, im Norden Israels. Gestorben aber ist Meir Shalev vorgestern in Jerusalem, vierundsechzig Jahre alt. ANDREAS PLATTHAUS

Teilnahme unter: [faz.net/schirn](https://www.faz.net/schirn)

Gewinnspiel
F.A.Z. meets Niki de Saint Phalle

Eine Kooperation von
Frankfurter Allgemeine
SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT